Vagabund

Autor(en): **Fankhauser, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 36

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

dem linken Auge nach den Sternen. Es feierte auch Weihnachten.

Am Morgen sahen wir es schon zeitig auf dem Giebel hin und her spazieren. Aber erst das bekannte Klirren der irdenen Futterschüssel und das lockende „bi, bi, bi" der Mutter erweichten den Sonderling. Sprenkerli flatterte herunter, schier wie ein vom Himmel gefallener Weihnachtsengel. Aber es fing gleich an zu picken, wie ein rechtes Huhn, und nachher konnte es lange, lange nicht fertig werden mit seinem „gaagagagagaaa"!

Es erzählte den andern seine Weihnachtsgeschichte.

Mit dem Eierlegen war's dann, wie wir vermutet hatten, für lange Zeit aus. Erst um die Osterzeit, als die Sonne es gehörig durchwärmt hatte, hörte man es wieder gaaggern. Aber wir wußten lange nicht, wo es seine Eier versteckt hatte. Ganz zufällig beim Grasmähen kam Sprenkerlis Heimlichkeit an den Tag. Inmitten mächtiger Kerbelstengel hockte das Huhn auf einem Nest. Und merkwürdig! — so scheu und wild es so sonst war, jetzt flog es gar nicht fort, als die Untersuchung begann.

Anderthalb Dutzend!

„Rrrääh!" schnäderte Sprenkerli erbost über unsere Frechheit. Es sträubte die Federn, daß es fast noch einmal so groß schien, als es sonst war.

„Rrrääh!" Die sind mein! wollte es uns sagen und setzte sich recht breit darauf, um alle zu decken.

„Das gibt keine Ostereier," sagte die Mutter. „Sprenkerli brütet. Wir müssen ihm die Eier lassen!"

Drei Wochen lang saß es unermüdlich auf dem Nest. Kaum, daß es sich alltäglich einige Schnäbel voll zum Imbiß holte, wenn die Mutter rief. Aber fast augenblicklich kehrte es wieder zurück, um die Eeier nicht erkalten zu lassen. Am zwanzigsten Tage sahen wir erwartungsvoll nach. Da zeigte sich an einem Ei ein schwacher Riß. Es pochte jemand innen an der Schalenwand. Irgend ein Ausbrecher arbeitete sich hier aus seinem dunklen Gefängnis heraus. Noch vor Abend streckte sich ein kleines Schnäbelchen durch die Oeffnung. Ein gelbes Köpfchen zwängte sich nach, und bei der Anstrengung des Ausreißers barst die Schale entzwei. Der Häftling war frei.

Ein ganz niedliches, kleines Hühnchen war's, dem im Laufe der nächsten Tage noch andere folgten. Bald zappelte und purzelte eine große Kinderschar um Sprenkerli herum. Aber nun wagte es niemand mehr, sich ihm zu nähern. Mit wildem Gekrächz flog es jedem an den Kopf, der es versuchte, eins der kleinen Hühnchen zu erhaschen. Sogar unserer Mietze ging's schlecht. Sie hatte raubgierig einem der niedlichen, vogelartigen Dinger aufgelauert. Beim Sprung auf ihr Opfer kriegte sie unversehens ein paar so tüchtige treffliche Schnabelhiebe auf die Nase, daß sie beschämt davonschlich.

„Da hast," gaaggerte Sprenkerli ihr nach. Mietze ließ fortan ihre Kinder in Ruh. Sobald diese zu trippeln imstande waren, ging die fürsorgliche Mutter mit ihnen spazieren. Wir deckten das Jaucheloch und andere gefährliche Löcher sorgsam zu, damit keines darin sein Grab finde.

„Glugg, glugg," war jetzt Sprenkerlis Muttersprache, während es früher nur gaaggerte oder rrrääh, rrrääh schnäderte, wenn es zornig war.

„Glugg, glugg!" Die Kleinen verstanden die Sprache sofort und purzelten eilig daher. Drei Wochen lang hatte Sprenkerli während der Brütezeit halb gefastet. Und noch jetzt, da es achtzehn Kinder um sich hatte, verzichtete es aufs Sattessen, zerstückte da einem ein Körnlein und dort einem ein Würmlein. Kurz, es dachte gar nicht an sich selbst.

Einmal besuchte die Hühnermutter mit ihren Kindern den Kornboden. Die Herrlichkeit dort oben war gar nicht auszukosten. Als sie endlich genug geschmaust hatten, flog Sprenkerli zum großen Schrecken der Kleinen durch die Dachlucke just auf die Straße herunter. Ein jammervolles Pfeifen tönte ihr nach. Keines der Kleinen wagte es, der Mutter nachzutun.

„Glugg, glugg! Glugg, glugg!" rief Sprenkerli in einemfort, sprang angstvoll hin und her und reckte die Flügel, um den unerfahrenen Kindern zu zeigen, wie sie's machen sollten. Das Zaudern und Locken dauerte eine lange Weile und immer dringlicher hörte sich das Jammern und Rufen an.

Plötzlich flatterte eines unter schreckensvollem Pfeifen herunter. Sprenkerli sah's sofort. In todesmutiger Anstrengung flog es, trotz seiner Schwere, senkrecht vom Boden auf, dem stürzenden Kleinen entgegen. Auf den weit ausgespannten Flügeln der Mutter kam es sicher auf der Erde an.

Die andern faßten Mut. Eins nach dem andern wagte den gefährlichen Flug. Und eins nach dem andern faßte die wackere Hühnermutter halbwegs mit ihren breiten Schwingen auf. Alle wurden gerettet. Nachher hielt Sprenkerli sie lange, lange unter ihren Flügeln versteckt.

Einmal setzten wir einen ausgestopften Sperber unter das Hühnervolk. Huh! gab das ein Gekrächz und eine tolle Flucht! Den ganzen Tag zeigte sich keines mehr, bis der gefährliche Feind wieder weg war. Als wir das Manöver mehrmals wiederholten und der Sperber immer auf seinem Platze blieb, kam dem Sprenkerli die Sache doch zu läppisch vor. Es flog ihm an den Kopf und fing an, ganz wütend auf ihn einzuhacken, so daß wir den Wehrlosen retten mußten und ihn ins Haus trugen. Sprenkerli setzte sich darauf auf die geteilte untere Küchentüre, um nachzusehen, wo der Verdächtige hingekommen sei. Als bald darauf ein fremder Herr, der sehr kurzsichtig war, vorbeiging, meinte er, es sei der grauhaarige Kopf der Bäuerin und zog höflich den Hut — vor Sprenkerli. Das hatte es schon verdient.

Gegen den Herbst hin hatten sich die Hühnchen allenthalben gut entwickelt. Die Kindersprache war verlernt und die lustigen Dinger krähten und gaaggerten nun in allen Tonarten ihre Gockel- und Hühnerweisheit aus.

Sommerlang hatte Sprenkerli wegen der Pflege seiner Kinder kein Ei gelegt. Nun schien es sich auf andere Aufgaben zu besinnen. Es fing an, die großgewordenen Nachkommen mit Schnabelhieben abzuweisen, wenn sie bei ihm bettelten.

„Gagagah!" schimpfte Sprenkerli und jagte sie weg. Die waren doch jetzt groß genug, um selbst für sich zu sorgen. Da hatte Sprenkerli recht. Es mußte nun wieder Eier legen für die Mutter.

Vagabund.

Wie schön die Sommertage sind!
Es rauscht allein der warme Wind.
O grüne Wieseneinsamkeit!
Kein Mensch im Felde weit und breit.

Ich streck' mich, wie ein Junge tut,
Durchbohre den Vagantenhut
Und stülp ihn übers Angesicht.
Dann lieg ich still und atme nicht.

Im Grase summt der Biene Laut.
Ein kleines Kreislein Himmel blaut
Und zwitzert durch das runde Loch.
Drin tanzen Mücken, fern und hoch.

Der Wind zerwühlt und kühlt mein Haar.
Die Sonne brennt so wunderbar
Durch Fadenschein und Rißgeflick,
Durch Bettlerschaft und Mißgeschick.

Allmählich werd ich müd und matt,
Die Knochen sind der Sonne satt.
Dann sitz ich wohl und staune still
Und sinn, wohin ich weiter will.

12. August 1916. A. Fankhauser.